

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 8

Artikel: Tunesische Mosaiken
Autor: Pulver, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TUNESISCHÉ MOSAIKEN

LEICHENSTEIN EINES NOTARS

Ja, ich habe das Grab eines Notars gesehn, eines byzantinischen Notars; sehr aufschlussreich, ich übertreibe nicht. Sein Entdecker in Tabarka muss übrigens der gleichen Ansicht gewesen sein, denn er grub das Mosaik aus und schaffte es ins Bardomuseum.

Wende mir nicht ein, dieser notarius sei ja gar kein Notar gewesen, sondern ein Geschwindschreiber (und Geschwind-schreiber sind unsre Notare doch nicht, da könnte ich schriftlich das Gegenteil beweisen). Also lass mich mit gelehrten Einwürfen in Ruh', für mich bleibt hier ein Notar begraben und dazu — wie verschiedene Beigaben es beweisen — ein christlicher.

Wenn ich als bildender Künstler den Wesensausdruck eines Notars wiedergeben will, was habe ich dann darzustellen? Was tut ein Notar? Er notarisiert. Das heißt er verwaltet Liegenschaften, Titel usw. von Schwachsinnigen, Witwen und Waisen: kurz, das Gut des Unmündigen. Wie verwaltet er das? Natürlich zu *seinem* Besten. Also, hernach ist doch alles in Ordnung, wenn er es zu seinem Besten — nach besten Kräften verwaltet. Er ist also eine Vertrauensperson, ein Treuhänder.

Dieses Wort ist besonders eindrucksvoll; es gibt Einhänder, Zweihänder und Treuhänder; Vierhänder (bei zwanzigfingrigem Klavierspiel). Der Notar als Treuhänder ist eigentlich ein Dreihänder, denn seine Hand ist die dritte, die sich in das Spiel der zwei seiner (von ihm notarisierten) natürlichen (und daher meist naiven) Person mengt, zu *ihren* Gunsten selbstredend. Unter der Hand, d. h. unter *seiner* Hand, lässt er fünfe grad sein. Da er sich aber nach dieser Operation die Hände regelmäßig in Unschuld wäscht, braucht er seine zweite ebenfalls, wobei die Linke nicht wissen soll, was die Rechte tut. — Nach dem Notarisieren wäscht er sich also seine Hände in Unschuld, wobei

aus Raum- oder Seifenmangel oft eine fremde dritte ange- schmutzt wird. — Diese Dritte kann, aber braucht nicht notwendigerweise die seines Klienten zu sein.

Vorliegende Betrachtungen, die natürlich nur für byzantinische Notare gelten, muss der Bildner angestellt haben, ehe er bei seiner Mosaikarbeit ans Werk ging. Entsprechend der Form des menschlichen Körpers wählte er eine längliche Platte.

Auf der obern Hälfte zeigt er uns den Notar vor seinem Schreibpult sitzend, von Blumensträußen flankiert. Ein bär- tigter, etwas nach oben (wie bei einem aufmerkenden Hunde) gedrehter Kopf, lauschend, mit der Rechten den ruhenden Griffel umkrallend; die Augen schielen übers Kreuz. Mild in der Sanftmut seiner Verschmitztheit, fast andächtig die Blöße des Tölpels belauernd, der als Klient oder als Publikum vor ihm steht.

Abgebildet ist dieser Publikum-Klient nicht; aber, erkenne dich selbst, und zwar im Widerschein dieses ölig-pfiffigen Ge- sichts. Sein Horchen ist ein Aushorchen, sein Lächeln ein sau- süßes Übertragen seiner Anteilnahme in Anteilscheine, anders ausgedrückt seiner Teilnahme in Mitbeteiligung; er sieht das Versehen des andern, liest an der Skala deiner Verlegenheit seine Gewinnmarge ab und schiebt, damit sein rechtes Auge nicht merke, wann er sein linkes zudrückt.

In summa: er notarisiert. Die vierfache Perlenkette an seinem Hals bestätigt den Erfolg seines Tuns. — Hat mit dieser Darstellung der Bildner nicht das Wesen seines Gegenstandes ausgeschöpft? Aber ich erwähnte schon, wir haben es hier nicht mit dem Notar schlechthin zu tun (*notarius sapiens*), sondern mit einem christlichen.

Der untere Teil der Grabplatte trägt dieser Tatsache Rech- nung. Hier tritt er vor uns im Stande der Seligkeit. Welch scholastische Doktorfrage: wie sieht ein auferstandener Notar aus?

Antwort: Der Bart ist von ihm abgefallen, die Augen schielen nach außen und gehn nach oben, sein schwarzes Kraushaar wich dem schlichten goldlichten Scheitel der Seligen. Die Hals- kette hat sich zum strahlenden Oberkleid ausgewachsen, die Hände sind nicht mehr nach innen und übers Schreibzeug

gekrümmt, sondern bei starr an den Körper gepressten Armen resigniert nach auswärts gedreht mit dem Ausdruck: wenn schon.

Zweifellos widerspricht der fromme Augenaufschlag ein wenig der Sprache seiner Hände.

Er sagt sich etwa: Force majeure, oder: ultra posse nemo tenetur.

Eine Handänderung hat stattgefunden, man muss sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellen; zu verdienen ist da nichts. Also selig, wenn schon.

Um die aufgerichtete Gestalt ist der Blumenschmuck verschwunden; auch das Schreibpult fehlt. So etwas ist für einen Treuhänder in der Seligkeit unnötig, Biederkeit hier garantiert auch ohne Kulisse.

Publikum und Klienten sind diesmal hingegen ausdrücklich dargestellt: Als Federvieh begleiten sie ihn, Hühner und Tauben, beide ziemlich gerupft. Sie machen den sichtlich fruchtbaren Versuch, unverdauliche Mosaiksteinchen als Körnerfutter aufzupicken.

Was schadet's ihm, er ist *doch* selig.

DAS LANDGUT DES HERRN JULIUS

Gelebt hat so ein Römer, gelebt! Mag er immerhin aus dem schneidigen Latium Begriffe und Mannszucht mitgebracht haben, den heroischen Ehrenkodex einer Statue, hier in der afrikanischen Sonne ist das vielleicht nicht weggeschmolzen, aber aufgeweicht. Selbstdisziplin ist das beste Mittel — um andere zu beherrschen. In langen Jahren hat er den Rebenholzstock (den antiken ungehobelten Bruder unsres Gummiknüttels) fühlen, später als Centurio führen gelernt, und jetzt thront er auf seinem Gut, heiter wie Priapus, und versteht sein Szepter zu gebrauchen — unbekümmert launischer Herr seiner Fluren.

Selten plagt ihn sein römischer Rheumatismus, weil hier der Himmel nur allzu selten Regen androht; mit jedem Gliederreißen durchzuckt ihn dabei das Dankgefühl, dass er dieser Beschwerde Ansiedlung und Landgut verdankt. (Cäsar sei für seine Rente gepiresen!)

Ewig kann man sich schließlich nicht mit Parthern, Gethen, Nubiern und Britanniern herumbalgen. Die Streiche, die man empfing übrigens, waren im ganzen genommen allerorts ziemlich ähnlich. Etwas lebhafter im Süden und im Osten, langsamer und ausgiebiger dafür im Norden, wo man bedächtiger zuhaut, aber dafür mit mehr seelischem Nachdruck. Also, im ganzen verlief das Siegen ziemlich gleichmäßig, nur was für Temperaturunterschiede auf den wechselnden Schlachtfeldern! Und da kam dann das Gliederreißen, sozusagen ein Zahnschmerz in allen vier Extremitäten. Und vor allem brannten die Narben. Natürlich war er über und über mit Narben bedeckt, wie das im Pensionierungsstatut vorgesehen war.

Also er wurde pensioniert, bekam ein Landlos in der Nähe Neu-Karthagos, Provinz Afrika. Fast zu gleicher Zeit erbte er eine hübsche Anzahl Silbertalente (in seiner Ausdrucksweise non nulla talentum) von einer euböischen Tante. Freilich nicht goldene augusteische, aber man muss sich zu bescheiden wissen. Er arrondierte sich und gab stolz dem Landgut seinen Namen. Ein lehmfarbenes Individuum, das sich keck ein Spross vom Stämme des Numiderkönigs Juba nannte, und dem seine Gläubiger mit Pfändung seiner Habe und seiner Person zusetzen mochten, überließ ihm gegen Kassa seinen maurischen Herrschaftssitz mit allen Rechten und Pflichten, mit lebendigem und totem Inventar.

Ein hübscher Ziegelbau, die beiden Ecktürme der Fassade durch eine säulengeschmückte Loggia verbunden, in der Mitte darunter die Arkade der Toreinfahrt. Im Innern wannenförmige Gewölbe über den Einzelräumen. Alle Türrahmen blickten auf den Springbrunnen im Atrium.

Mit einem Wort, fast wie daheim in Italien, nur das Inventar befremdete beim ersten Rundgang. Herr Julius drehte sich um — eine Frage auf den Lippen. Der Verkäufer, der ihm bis jetzt das Ganze prahlerisch vorgeführt, war plötzlich wie weggeblasen.

Das Mobiliar? Möbel, Statuen, dergleichen war nicht vorhanden. „Versetzt und verfallen,“ sagte sich Herr Julius. Aber er irrte. Hierzuland gab es keine Einrichtungsgegenstände. Nichts. Nicht einmal eine Krippe wie im Stall. Endlich, im

hintersten Winkel des letzten Verließes — ein paar dreckige Strohmatten, ein Müllhaufen voller Plunder und Kleiderfetzen — so schien es auf den ersten Blick. Beim zweiten freilich witterte das Adlerauge des Veteranen rasch die Beute unterm Mist. (Auch Kleinigkeiten soll man nicht verachten.) Er packte einen massiven Silberreifen, der aus einem Lumpenbündel hervorragte, und zerrte daran. Das Ding musste sich im Gerümpel festgehackt haben, nicht von der Stelle war es zu bringen. Den Reifen fest in der Rechten, senkte Herr Julius seinen Rebenhölzstock (von ihm scherzend sein schlagendes Argument genannt), mit der Linken ordentlich in den Lumpenberg und begann darin herumzustochern.

Ein Wehgeheul. Er stutzte, ließ den Stock in die Lederschlaufe fallen und griff mit beiden Fäusten zu. Schwupp — aus dem Mull kollerte ein menschenähnlicher Brocken, zwei nackte Füße strampelten ihm zwischen den Fingern. Julius hob den Zappelfisch an seinem Fußreifen hoch: ein Weib — und rundlich dazu und dem Anschein nach noch nicht einmal alt! Ihr Gesicht war freilich nicht zu sehn, aber grüne Pluderhosen an den zarten Knöcheln geschnürt; das blaue Gewand war wie ein Sack über den Kopf gefallen und legte angenehme Brüste bloß. Er gab die Füße frei, das Wesen schnellte auf seine Sohlen, stülpte den Sack herunter und funkelte ihn, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, schwarzäugig unter schwarzen Haarsträhnen an. Herr Julius behielt die Maurin bei sich. Sie kochte ihm, wahrsagte ihm aus der Hand und vertrieb ihm am Abend auf jede Weise die Zeit.

Bei Gelegenheit kaufte er sich noch einige passende Sklavinnen hinzu, so dass er auch auf diesem Gebiet für arrondiert gelten konnte. — Sein Vieh mehrte sich in den Ställen. Neben Kühen und Pferden hielt er sich natürlich das Kleinzeug, dessen Name pecus im Lateinischen gleichbedeutend mit Reichtum ist, und das ein kluger Landwirt nie verschmäht. Spare im Kleinen, blieb immer noch seine heimliche Maxime. Nur dass die Ziegen an den Baumkulturen viel Schaden anrichteten; — Schafe waren bequemer; auch verlangten seine Weibsleute täglich Hammelfleisch.

Auf die Wolle verstanden sie sich nicht übel und verarbeiteten

sie fleißig zu Mänteln und Teppichen. Herr Julius wurde jeden Tag reicher. Er ließ sich mit Gebieter anreden, prügelte auf seinen Inspektionsgängen Sklaven und Knechte; — wer Selbstzucht hat, kann die Herrschaft ausüben — natürlich mit seinem Rebenholzstock. Die Betroffenen empfingen diese Streiche so, wie sie gemeint waren — als martialische Jovialität. Fast etwas Adelndes lag in seiner Art zu prügeln, eine erste Berührung mit dem Geiste der römischen Legion, jedenfalls eine (rauhe) Aufmunterung.

Als mit den Jahren der ziegelrote Nacken des Veteranen immer röter und seine Leibesfülle immer stattlicher wurde, beschloss er der drohenden Korpulenz entgegenzutreten und schaffte sich einen Jagdleoparden an, der wie ein Hund an der Kette neben ihm herlief und der ihm in den Augen seiner überaus zahlreichen Nachkommenschaft viel von seiner ursprünglich drohenden Würde wiedergab. (Diese war durch das Wohlleben vielleicht etwas in Verfall geraten.)

Auch seine Olivenpflanzung warf jetzt neben dem Weinbau jährlich ein ansehnliches Sümmchen ab. Alles war somit in Ordnung. Die Gemeindeverwaltung hatte endlich den aus den Bergen herkommenden Aquaedukt fertiggestellt — hauptsächlich auf seine hartnäckige Forderung hin. Mit der reichlichen Bewässerung verdoppelte sich der Bodenertrag.

Alles war in Ordnung. Aber sein Gliederreißen wurde häufiger, das Haupthaar spärlicher und spärlicher — ernste Gedanken sprangen aus dem kahlen Schädel. Der Wunsch wurde wach — auf eine, wenn auch leider nur symbolische Weise, anders ging es ja nicht, seinen baldigen Tod zu überdauern. Die Ode fiel ihm ein, wo Horaz davon spricht, er habe ein Monument errichtet, dauernder als Erz. Das war's, das war sein Fall! Was ist dauernder als Erz? Stein natürlich.

Am Tage schon nach dieser lichtvollen Überlegung ließ er sich einen Meister der Mosaiksetzerzunft kommen. Auf seinem Stuhl unter einer Palme in seinem Garten thronend — empfing er den Handwerksmann.

„So sollst du mich abbilden, mit allem, was du ringsum siehst,“ dröhnte er den ehrfürchtig Lauschenden an! „Wahrheitsgetreu, Weiber, Kinder und Vieh; wage kein Stück davon

wegzulassen. Tritt näher zu mir. So. Siehst du mein Haus? So bilde es ab, mit Ecktürmen, Tor und Galerie, wie du es hier siehst! Lass mir nichts weg, füge nichts hinzu, und vor allem (hier bohrte er ihm seinen Rebenholzstock in die Rippen), vor allem, vergiss mich auf dem Stuhl und — seinen Stock schüttelnd — den da nicht.“ Ein Klaps mit dem Prügel, der Meister war in Gnaden entlassen; voll des Gehörten ging er hin und machte sich ans Werk.

Nach Jahresfrist kehrte er mit seinen Gesellen zurück; in langen Wochen sperrte ihr Fleiß die Türschwelle.

Endlich kam der Tag.

Sippe und Gesinde ließ sich nur mit Mühe davon zurückhalten, das Tuch von dem fertigen Kunstwerk wegzureißen.

„Nichts da,“ fauchte der Meister, „das ist das Recht des Hausherrn!“ — Schließlich ging man Herrn Julius holen.

Er saß im Garten unter den Palmen auf seinem Stuhl — den Rebenholzstock in der Hand. Er schien zu schlafen.

„Herr komm und lüpfe das Tuch vom Bilde deines Reichstums; wie schön hast Du Dich verewigen lassen,“ schmeichelte die junge Magd und tätschelte seinen Arm. Sie schaudert, zuckt zurück, gellt: „Herr Julius ist tot!“

WEIB ZWISCHEN ZWEI SPHINXEN

Gleich zwei ist ein bissel viel. Muss das ein weibsgläubiger Hammel gewesen sein, dem das Bild eingefallen ist. Zwei — aber ich bitt' Sie! Hat der Ödipus, doch immerhin ein strammer Kerl mit seinem Komplex, nicht an einer solchen Löwendame gnug ghapt.

Wahr ist, die thebaische war von anderem Kaliber als diese gemütlichen afrikanischen Hunderln da, runterstürzt vom Felsen hat sie sich wie ein Bankrotteur in Monte Carlo, kaum dass sie jener durchschaut hatte.

Na, gar so schwer war's nicht (das Durchschauen mein ich), das kann dir heutzutag jeder Freud-Stekling schon bei halbwegs mannbarem Alter. Aber immerhin, der Ödipus hat uns das alles dargelebt, wie man jetzt im Dornacher Dialekt sagt, nachmachen ist leicht.

Jene Sphinx mit dem traurigen Ende (dieses hatte sie von ihrer Mutter, der Schlange Echidna — und wer weiß, ob die nicht selbst in ihrer Jugend vom Paradiesapfelbaum runterkommen ist, auch so eine Heruntergekommene, ein gefallnes Schlänglein) — die thebaische Sphinx also hatte übrigens einen sehr hitzigen Vater, den Typhon, und so war sie beiderseits mit dem Hang zu überstürzten Abstürzen erblich belastet.

Dagegen glaube ich nicht, dass ihre afrikanischen Basen so viel Temperament haben. — Aber warum gleich zwei? Wo für einen intelligenten Neurotiker männlichen Geschlechts die fragliche Einzelsphinx genügte, was braucht da diese Dame, von der sonst noch nichts feststeht, gleich ein Paar?

Diese Dame liegt, d. h. sie ist gelagert — hingegossen, sagten unsre galanten Vorfahren. Sie hat den Kopf in die Rechte gestützt, das steht fest. Das ist aber auch das einzige, was an ihr feststeht — alles andere fließt schleierlos herab, dem Beschauer entgegen, sie ist eben hingegossen. Entspannt, wie eine Patientin auf dem Diwan, wenn der Seelenarzt — halt! Das ist's, das freie Assoziieren hat bei ihr eingesetzt. — Was in aller Welt mag sie denken, d. h. nicht denken, sie assoziiert eben. Gesund muss das sein, denn sie lächelt, wie bei einem erotischen Monumentalfilm. — Sich alles so frei von der Leber weg zu assoziieren, das erfrischt wohl ordentlich. Traumata und Inzestwünsche und die ganze Libidosymbolik, die uns mit der Rothaut verbindet und uns das Blut in die Wangen treibt — (da fühlt ma' doch, was in einem steckt!). Potz Totem und Tabu! Ja, was fällt Ihnen bei diesen Worten ein?

„Das wäre — nein, es ist zu blöd, ich sag's nicht — das wäre ein sehr passender Name für die beiden Sphixe. Ein Fund. — Ein Kolumbusei! Aber was steckt schließlich hinter diesem Zauber? Verwandtschaftsintrigen, Inzestfurcht, und ganz zutiefst im Eckerl, wo's schon überaus dunkel is, die Ambivalenz, die leidige Ambivalenz. Die treibt dich dazu, einen König zu wählen, den du dann mit seinem Zeremoniell langsam erdrosselst. Die heißt den Nachbarn auf einen Stuhl steigen, dass ihn dein Bierseidel besser an den Schädel trifft, das kennt man, das ist menschlich, das ist die Lösung bei diesem Mosaikbilderrätsel.“

Das schleierlose Weib in seiner Ambivalenz. Sie staunt, weil sie sich nicht vorstellen kann, was sie vorstellt; ohne die Gefälligkeit zu verabscheuen, gefällt ihr das Abscheuliche; es ist ihr rätselhaft, wie du von ihr überrascht bist, sie findet nicht, was du an ihr finden kannst, und in einem Augenblick ehrlicher Bestürzung entschließt sie sich zu lügen, um dir wahrhaft interessant zu erscheinen.

Ihr Lächeln kokettiert zwischen gut und böse, zwischen Schmuck und Blöße, zwischen ihrem Bild im Spiegel und ihrem Gegenbild in deinen Augen. Wie Echo zwischen diesen beiden Polen hin- und hergeschleudert, ist deine Frage ihre Antwort auf deine Frage:

Sie lebt, weil du sie bestaunst, sie ist deine Mutmaßung, Kommentar ohne Text, Konjektur geistreicher Hypothesen über ein ungeschriebenes Gedicht.

DIE AISSAOUA

(Der Weg der Furchtlosigkeit)

Hauptraum der Vorstadtmoschee, freitags, grelles Vorabendlicht im nackten Türrahmen.

Einfacher Säulenkranz umschreitet die Halle.

Unter der Kuppelwölbung, auf federnder Teppichwiese, kauern sie sich gegenüber: zwei Reihen von Männern, Stirn gegen Stirn.

Ihr Rumpf schwingt im Takte der Suren. «Mohammed, Mohammed!» Mit scharf in die zweite Silbe hackendem Tonfall, flammt als Einziges aus der ascheverschütteten Glut ihrer Litanei. —

Ab und zu weht eine Gestalt von der Straße herein, stellt die gelben Schnabelschuhe an die Wand, versinkt im stets anwachsenden Kreis der Lauschenden.

An den Betern haften aller Augen. Seit Ewigkeiten, fühlst du, sitzen sie dort, auf der blassen Traumwiese ihrer Teppiche von Kairuan, der einzigen in dieser Sandwüste, hacken im Takt in die *eine* Kerbe; Alte und Junge, halbnackte Bettler und Herrn im vornehm bauschigen Tuchkleid, wiegen den Rumpf und lassen zum Wechsel der Strophen den Rosenkranz klirren.

Einmal huscht ein junger Adept im weißen Burnus hinaus in den Nebenraum, kehrt zurück, ein Becken mit glühenden Holzkohlenstückchen in Händen. Behutsam beginnt er überm Feuer das Pergament seiner Handpauke zu wärmen. «Dazu holtest du das Feuer nicht», schießt es mir durch den Kopf, «einschläfern willst du uns, in Sicherheit wiegen, mit der trügerischen Harmlosigkeit deines Treibens».

Argwöhnisch spähe ich in sein Gesicht. Es ist blass, weiblich sanftes Oval, die Augen blicken nach innen, versinken wie lauschend. Ein Lächeln schmilzt an seinen Schläfen, rinnt über die Backen herab. Wie grausam gefriert es das Lächeln über dem sanften Antlitz.

Unheimlich ist das schwelende Becken. Bald wendet der Priester nicht mehr die Trommel drüber hin und her, sondern schmeißt sie plötzlich beiseite, Dolche stecken dann jäh im Gluthaufen, klingen feuertropfend, durstig aufzuzischen im versengten Fleisch!

Erwartung bebt, spannt sich, schleudert vorahnend Schmerzschreie ins innere Ohr, während der Priesterknabe lächelt und über den Beterreihen höher und höher die Welle des Bekennerrausches wogt, und allmählig Pauken und hölzernes Schlagzeug von der Mauer in die Hand der Spielleute wandert.

Nun beginnt der Gong den zuckenden Takt. Aus seinem Zickzack, das wie mit Widerhaken in Nerven und Fleisch greift, schwirrt geräuschhaft die Stimme des Holzes. Rieselnde, surrende, splitternde Tonschatten fegen aus den geschlagenen Stäben, die Bassgeige hüpfst über helleren Trommeln wie eine trächtige warzenschwarze Kröte unter flinkem Froschvolk.

Heftiger stürzen die Stirnen der Beter gegeneinander. Hände fahren aus dem Burnus, jäh sich verbreiternd wie Kobraköpfe aus dem Sack, wenn die Hirtenflöte ihrer Beschwörer zu trillern anhebt. Die Oberkörper recken sich hoch, Instrumente und Stimmen kollern — überschnappend — gell ins Falsett! — Plötzlich zersplittert der Schrei, ausgebrannt sinken die Töne herab. Schweigen.

Marternd ist die Spannung dieser Stille. Hinter meinem Rücken ein Rascheln. Ich wende mich um. Gepresst ans Gitterwerk der durchbrochenen Holzwand, herflackernd über

schwarzen Schleiern, Kopf an Kopf die vor Erwartung lahmen Halbgesichter der Frauen. Dutzende sind gekommen, den heiligen Rausch der Männer zu sehn; die hochberühmten Übungen der Aissaoua, der Beschreiter des Weges der Furchtlosigkeit, auf dem sie rasend in Allah hineinstürmen, tollkühn wie Helden unter den Krummsäbel ihrer Feinde. Dutzende sind gekommen, erregt vom Durst des Wunders und des Geschlechts, aufgepeitscht von der spannungslosen Oede ihrer vermauerten Häuser, Männer zu sehn, rasend unter dem eisernen Griff des Gottes.

Während ich mich umkehre, spüre ich, etwas ist vor sich gegangen. Furchtsam vor dem Nahen des Schrecklichen, findet mein Blick nur zögernd zu den Beterreihen zurück. Sie haben sich gelichtet. Viele sind aufgestanden. Den Rücken der Türe zugekehrt sind sie in eine Reihe getreten. Barfüßig steht ein älterer Mann vor ihnen. Er klatscht in die Hände. Trommel und Schlagzeug hebt an und wieder beschwören die Stimmen.

Seite an Seite harren jetzt die Stehenden zur Reihe gerichtet. Wiederum giebt der Barfüßige ein Zeichen, Tanz hebt zuckend die Fußgelenke, auf und ab, auf und ab — jeder an seiner Stelle verharrend, wogt ihr Treten im Stoße des Ton-schwalls.

Und jetzt lodert durch die ganzen schlanken Leiber die Flamme der Bewegung auf, pausenlos, unbewusst in der eigensten Wellenlänge ihrer Seelenschwingung, überwältigt bannt sie die magische Zucht des Zaubers.

Aus der Reihe bricht ein Jüngling nach vorn, sein Oberkörper schwingt in schüttelnden Krämpfen, elliptisch kreist der Rumpf um den Schwerpunkt seines Nabels. In stets wachsendem Schwung seines Rasens reißt er sich die Kleider vom Leibe, Burnus, Jacke und Hemd, jetzt wirft er sich bis an die Lenden entblößt — eisern gespannt im zuckenden Paukentakt. Plötzlich knickt er zusammen und schleicht geduckt wie ein Raubtier auf die Rückwand zu.

Ein Mokkadem (Priester) legt ihm flüchtig seine Hand auf die Schulter, prüft mit einem streifendem Blick ins Auge die Härte der Kraftballung, die der magische Wirbel im Tänzer zusammenpresst, gibt ihm den Weg frei. Der Gebannte schleicht

weiter, reißt vom Waffenrechen an der Wand ein langes dolchspitziges Schwert mit massivem Bleiknauf anstelle des Degenkorbes, setzt es sich in die Halsgrube, wickelt sich die Haut um die Spitze, dann hebt er mit beiden Händen die riesige Waffe und kriecht rauttierartig vor die Tänzer zurück. Plötzlich stehen zwei bärtige Männer vor ihm, Holzhämmer in Fäusten, und tack, tack im Stoßschritt des Tanzes, schmettern die Hämmer ihre Wucht auf den Bleiknauf.

Bei jedem Schlag nickt der Getroffene, frisst sich die Schwertklinge tiefer in die Kehle. Jeder Schlag auf den Bleiamboß drückt ihn tiefer ins Knie. Er röhrt, jetzt muss ein schwarzer Blutstrahl herausjagen — aber Blut rinnt nicht. Weiß quellen seine Augen aus den Höhlen, aber ihr Glanz ist klar. Er nickt und nickt unter dem rasenden Hagel vom Tanz befeuerter Streiche; mit seiner Prüfung zufrieden, schreien seine Blicke: Schlagt fester zu, mehr, mehr! Pfeifend entweicht sein Atem zwischen den stets noch beschleunigten Streichen. Unerträglich. Und wie ich den Blick von der Marter losreiße, sehe ich Andere, Männer und Knaben aus der Tänzerreihe springen, ihre Oberkleider herunterzerren, immer im Schüttelkrampf um den Schwerpunkt ihres Nabels kreisend, dann einknicken, hinschleichen, vom Blick des Prüfers gestreift, zu den Waffen greifen.

Manche setzen sich sechs Schwerter an die Lenden, drei zur Linken, und drei zur Rechten, sodass sie die Last ihres Marterwerkzeugs kaum bis zu den Hammerknechten schleppen können, und stets stürzen neue Rasende mit Waffen herbei, und stets neue Peiniger mit schmetternden Holzhämmern.

Zehn, zwölf Derwische schleichen und straucheln jetzt durch den Raum; ihre Köpfe nicken unter den Degenstößen, Messer durchbohren die Schulterhaut, ihre Augen quellen hervor, Röcheln tropft in die Trommelschläge.

Da — ein langer dolchscharf gellender Triller des Irrsinns: die Stimme der Frauen. Zum Klumpen geballt wie ein Lava haufen in schwarzer Erstarrung kleben sie am Gitter und zetern ihre hilflose Brunst heraus, während aus den Trommeln Donnersäulen aufdampfen.

Und jetzt gehn Männer herum, Häufchen von Glassplittern in Händen; gierig, als wäre es Naschwerk, greifen die Taumelnden

zu, die Scherben knirschen im Kiefer und werden achtlos hinabgeschlungen. Wütendes Wogen, zeternde Frauen und Flöten, Trommel- und Hammerschläge, selbstmörderisches Gemetzel! . . . Ruhig von einem Diener durchschritten, der den Türvorhang schließt und die Öllampen an der Kuppel ansteckt. Ein Mann springt vor, oliv-grüner Leib, schwarzer Haarschopf. Gertenschmal pfeift in seiner Rechten die gebogene Türkenklinge, einmal, zweimal, zwanzigmal haut er sie sich mit rasender Wucht über den Bauch. Die Gedärme quellen nicht, keine Wunde klafft, rot nur zeichnet sich der Leib wie von Ruten gestrichen.— Ich bin aufgesprungen, geschlossenen Auges fühle ich, wie brodelnde Blasen mir im Gehirn auftreiben. Ist er auf mich übergesprungen, wacht er in mir auf, der Wahnsinn, der hier bis zum Bersten dampft? «Nicht weiter, nicht weiter» schreit es aus mir. Soll auch ich . . . Säbel an der Wand . . . soll auch ich — der Waffenrechen . . . die Welle senkt sich. Ohne die Augen zu öffnen, spür ichs, etwas klingt ab in dem Taumel. Da, ein Brüllen!

Auf dem Rücken kneiender Knechte steht der Wahnsinnige mit dem Türkensäbel, sägt sich ihn über den Leib und schreit: Sidi Mhamed ben Aissa. Deutlich sticht jedes Wort durch den Rauschnebel. Dann springt er herab, Knechte fallen ihm von rückwärts in den Arm, entwaffnen ihn: er sinkt zusammen, seine Kniee versagen. Sie schleifen ihn vor einen kleinen Greis, der schlaftrig auf untergeschlagenen Beinen hockt, legen ihm den Kopf des Verstörten in den Schoß. Einmal streicht die welke Rechte des Alten über die Schläfe des Gottrunkenen, dann rollt dieser entrückt zur Seite, eingehüllt vom bewusstlosen Schlaf wie von einem Mantel.

Ein Schwertträger nach dem andern wird jetzt entwaffnet, (oft muss der Degen behutsam von der Kehle abgelöst und aus starren Händen gebrochen werden); dann schleifen ihn Diener zum Alten, dessen Strich sie mit Schlaf beruhigt.

Die Pauken erlöschen, der Tanz ist verebbt. Ich dränge zur Tür. Ihr Vorhang ist zurückgeschoben. Die Gemarterten regen sich vor meinen Füßen, erheben sich, wach, klar, unverletzt. An meiner Seite schreiten sie hinaus, ins Zwielicht des Abends.

Bettler, Herrn, Knechte, gleichgültig Vorübergehende, Fußgänger auf der Straße . . . unscheinbar wie zuvor.

MAX PULVER